

September 1932    Leipzig

Gerhard Schmidt war auf dem Heimweg zurück von der Schule. Er mochte die Schule überhaupt nicht, mit Ausnahme der ersten Klasse. Gerhard hasste es, wenn man ihm sagte, was er machen sollte, wann er es machen sollte und was er gern haben sollte. Am liebsten hatte er es, wenn er sich selbst aussuchen konnte, was er machen wollte. Er konnte sich völlig darin vertiefen, eine Blume zu beobachten, um zu sehen, wie das Licht mit der Farbe der Blätter spielte. Dann setzte er sich hin, um sie mit seinen Pastellstiften zu malen. Er hörte auch gerne Musik, besonders Bach. Er freute sich über die Brillanz der Trompeten, die festlichen Choräle und den Dialog von Cello und Cembalo im Continuo.

Ja, Musik und Kunst, das waren die Ausnahmen - alles andere in der Schule langweilte ihn nicht nur, er hasste es. Das schloss die Lehrer ein - wichtigtuerische, pompöse Staatsbeamte, deren Leben in 45-Minuten-Abschnitte eingeteilt war. Sie zwangen die Schüler dazu, Aufmerksamkeit vorzutäuschen, doch alles, was sie zu bieten hatten, war unwichtig und taugte in keiner Weise für das wirkliche Leben.

Gerhard war voller Wut. Er war siebzehn Jahre alt und hatte daher noch nicht die Freiheit, ein eigenes Leben zu führen. Er musste tun, was ihm seine Lehrer und seine Eltern vorschrieben. Er tröstete sich mit dem Gedanken, dass er bald das Abitur machen würde und auf der Universität über seine Zukunft und sein Schicksal selbst entscheiden könnte.

Die Tatsache, dass sein Vater Polizist in Leipzig war, half sicherlich nicht dabei. Er war ein überzeugter Nationalist, der im Weltkrieg in Frankreich ein Bein verloren hatte. Gustaf Schmidt fuhr immer noch mit seinem Fahrrad zur Arbeit und weigerte sich, einen Stock zu benutzen. Das Einzige, das ihn an seiner Kriegsverletzung störte, war, dass sein Knie von Zeit zu Zeit geölt werden musste, wenn es quietschte. Er hasste die Franzosen und weigerte sich standhaft, ihnen zuzugestehen, dass sie ihn ein Bein gekostet hatten. Es musste schwer sein, unter ihm zu arbeiten. Es war aber noch schwerer, sein Sohn zu sein.

Gerhards Leben war streng reglementiert – von der Minute an, in der er am Morgen aufstand, bis zur Beendigung seiner Schulaufgaben am Abend ehe er ins Bett ging. Manchmal aber stahl er sich ein paar Minuten Zeit für seine Tagträume oder für eine Zeichnung.

Er hörte es, als er auf dem Heimweg an die Ecke Schillerstraße kam. Es war Marschmusik, die den Straßenlärm übertönte. „Preußens Gloria“. Eigentlich nicht schlecht, dachte Gerhard. Die Kapelle klang gut. Keine falschen Noten und gute Instrumente. Selbst der Marsch war gut gespielt. Eigentlich ein großer Kontrast zu den

Marschkapellen der Kommunisten. Das war meist ein Haufen gutwilliger Arbeiter, die ihr Bestes taten, aber den Kampf gegen ihre Instrumente fast immer verloren.

Gerhard blieb stehen, um zuzusehen. Der Kapelle folgten ungefähr 200 uniformierte SA-Männer. Ihre Uniformen saßen perfekt und sie marschierten zackig, der Größe nach ausgerichtet. Ganz vorne an der Spitze marschierte Schleicher, der Führer der Leipziger Nazis, ein berüchtigter Befehlshaber.

Gerhard hatte Fotos von Schleicher gesehen und viele Geschichten über ihn gehört. Von seinem Bruder Friedrich, der fünf Jahre älter als Gerhard war. Schleicher und Friedrich waren ungefähr zur selben Zeit der Nazi-Partei NSDAP beigetreten und hatten sich angefreundet. Gustaf Schmidt hörte sich die Geschichten über die Straßenkämpfe der NSDAP mit Nachsicht an. In wohlwollendem Tonfall sagte er: „Friedrich, du weißt, dass ich deine antikommunistische Haltung unterstütze und dass auch ich für ein Deutschland mit mehr Disziplin bin. Tu mir aber den Gefallen und lass dich nicht festnehmen. Es sieht einfach nicht gut aus, wenn ich dich 'aus Mangel an Beweisen' wieder entlassen muss. Pass also auf dich auf.“

Gerhard, ein dünner Teenager, fragte sich, warum sein Vater Friedrichs Eskapaden so tolerant gegenüberstand, während er alles und jedes kritisierte, was Gerhard betraf. In diesem Moment erreichte die marschierende Kolonne die Stelle, an der Gerhard stand. Gerhard hörte das Echo der Trompeten und der Tuben, das von den Fassaden der Wohnhäuser widerhallte, ebenso wie das Knallen der Lederstiefel auf den Pflastersteinen. Der Straßenverkehr war zum Stillstand gekommen. Die Autos parkten und die Leute sahen zu. Selbst die Straßenbahnen hatten angehalten. Wie die Anderen, war auch Gerhard fasziniert von dieser Demonstration der Macht. Trotzdem war er beunruhigt.

„Achtung: Halt!“, kommandierte Schleicher. Die Musik hörte auf, die Stiefel krachten exakt drei weitere Male auf das Pflaster. Die Marschkolonne stand still, die SA-Männer hatten die Augen geradeaus gerichtet. Die plötzliche Stille kam überraschend. Schleicher machte eine zackige Drehung nach rechts und marschierte direkt auf Gerhard zu. Er starrte dem Jungen in die Augen wie eine Schlange, die gerade einen Vogel töten will.

Gerhard wollte zuerst fortrennen, entschloss sich dann aber anders. Schleicher blieb direkt vor ihm stehen. „Nimm Haltung an, verdammt noch mal!“, schrie er Gerhard an. „Ich rede mit dir! Was ist los mit dir? Warum weigerst du dich, die Fahne der deutschen Zukunft zu grüßen?“

Gerhard wurde plötzlich bewusst, dass er an einem Laternenpfahl lehnte, mit beiden Händen in den Hosentaschen. Er sah sich um und merkte, dass die Leute auf der Straße die rechte Hand zum Hitlergruß hochgestreckt hatten und die Fahnen der Marschkolonne grüßten. Schleicher gab Gerhard eine schallende Ohrfeige. Seine Zähne

bohrten sich in seine Lippen und aus seiner Nase tropfte Blut. Seine Augen füllten sich mit Tränen. „Grüß die Fahne, verdammt noch mal!“, befahl Schleicher.

Gerhart schmeckte Blut und sein Gesicht tat weh. Eine Sekunde lang wusste er nicht, was er tun sollte. Er war erschrocken über den überraschenden Angriff und stand ganz still da. Seine beiden Hände steckten immer noch in den Taschen und er lehnte immer noch am Laternenpfahl. „Nun gerade nicht!“, antwortete er, drehte sich um und ging weg. Dann fing er an zu rennen. Als er schneller wurde, musste er grinsen. Er sagte gerne „Nun gerade nicht!“, denn das passte so richtig zu seiner Protesthaltung und zu seiner Wut. Und es drückte die tiefe Verachtung aus, die er gegenüber jeglicher Art von Autorität empfand.

Gerhard hörte noch wie Schleicher schrie: „Das ist das Unkraut das wir vernichten werden! Die Zukunft gehört uns! Achtung: Marsch!“ Dann war die Straße wieder von „Preußens Gloria“ erfüllt.